

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 4

Artikel: Ds närwöse Eveli [Fortsetzung]

Autor: Bühlmann, Marie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634564>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tafelluxus im alten Rom.

Von J. M. Klar.

Langsam hat alle Kultur ihren Weg von Osten nach Westen genommen. Die Kochkunst hat denselben Weg gemacht. Asien war die Wiege der „feinen Küche“. Von den Persern übernahmen die Griechen die asiatische Küche. Der Gaumen stand nicht hinter dem Geist zurück. Immer blieb der materielle Genuss der Griechen „geistgewürzt“.

Anders die Römer; waren die Hellenen Feinschmecker, so waren die Römer Schlemmer. Der Luxus der römischen Tafel behielt selbst in seiner Blütezeit etwas Rohes und Gemeines. Nicht die Schwadhaftigkeit der Speisen, sondern ihre Kostbarkeit bestimmte bei den Römern ihren Wert. Etwa um das Jahr 170 vor unserer Zeitrechnung begann man im alten Rom die einfache Lebensweise der Väter zu verachten. Von da an steigerte sich Luxus und Schwelgerei, bis sie unter Nero und seinen Nachfolgern ihren Höhepunkt erreichte. Lederbissen und seltene Gerichte wurden mit Perlen und Juwelen bestreut, um ihre Kostbarkeit zu steigern. Die Frauen wurden durch Röthe von Beruf ersehnt. Einen guten griechischen Koch bezahlte man damals mit 25 bis 30,000 Franken.

Man legte künstliche Salzseen an, um stets frische See-fische und Austern zu haben. Die asiatischen Provinzen wurden nach neuen, auserlesenen Tafelgenüssen durchforscht.

Inländische Erzeugnisse waren auf der Tafel der Reichen verpont. Von italienischen Weinen galt einzig der Falerner als genießbar; Sicilien, Lesbos und Chios waren die „Marken“, die man gelten ließ. Während in früheren Zeiten jeder als ein Schlemmer galt, der den Wein ohne Mischung mit Wasser trank, wurde in der Kaiserzeit niemals mehr gemischter Wein bei Tafel gereicht.

Eine neue große Rolle spielte die Kostbarkeit des Geschirrs, und häufig wurden die silbernen Schüsseln und Teller den Gästen als Geschenk überlassen. Ein Zeitgenosse Neros hat ein solches Mahl beschrieben. Einige markante Stellen aus diesem Buche, „Das Gastmahl des Tremalchio“ genannt, seien hier angeführt:

„Unterdessen brachte man den ersten Gang, der prächtig anzusehen war. Ein Tafelaufsatz hatte die Figur eines Esels aus korinthischem Erz. Auf ihm lag ein Quersack mit Oliven, auf der einen Seite weiße, auf der anderen schwarze. Auf kleinen, mit Stahl ausgelegten Tellerchen lagen große, in Honig eingemachte Haselnüsse mit Pfeffer bestreut, und noch rauhende Bratwürste auf einem silbernen Rooste, und unter dem Rooste syrische Pfäulen mit Granatäpfeln. Während wir uns alles schmecken ließen, wurde ein Brett mit einem Korb aufgetragen, in dem eine hölzerne Henne saß, die ihre Flügel ausbreitete, wie wenn sie Eier ausbrüte. Zugleich kamen zwei Sklaven und suchten unter rauschender Musik ihr Nest aus, brachten Pfaueneier hervor und verteilten sie unter die Gäste.“

Darauf ergriffen wir die Löffel, davon einer nicht weniger als ein halbes Pfund wog, und machten damit die Eier auf, welche aus dem Mehl zubereitet waren. Beinahe warf ich meines aus den Händen, denn es schien mir, schon ein junger Pfau darin zu sein. Wie ich aber von einem alten Gaste hörte: „Darin muß wohl was Gutes stecken!“ und ich mit der Hand das Ei ganz abgeschält hatte, fand ich einen feisten Krammetsvogel in wohlzugerichtetem und stark gepfeffertem Eidotter liegen.

Dann folgte ein neuer Gang. Dieser bestand aus einem Gemisch von Spanferkel und anderem Fleisch und einem Hasen mit Flügeln, damit er dem Pegasus gliche. In den Enden des Aufsatzes waren vier Frauen zu sehen, aus deren Schlüchten Brühe, welche aus den Eingeweiden verschiedener Fische wohlzubereitet war, auf die Fische herunterfloss, die wie in einem Teiche schwammen.

Plötzlich erschienen Sklaven im Saale und brachten Jagdnecke, ihnen folgten Jäger mit Jagdspeisen nebst allem,

was zur Jagd gehörte. Als wir noch nicht wußten, was das bedeuten sollte, entstand hinter uns ein entsetzlicher Lärm und spartanische Jagdhunde fingen an, um den Tisch herumzulaufen. Darauf erschien ein Brett mit einem wilden Schweine erster Größe, an dessen Hauern zwei Körbchen von Palmenzweigen geflochten waren. In dem einen waren schwarze Datteln und in dem anderen weiße aus Theben.

Um das Schwein zu zerlegen kam ein großer bartiger Mensch und hieb mit einem Hirschfänger die Wamme der Sau entzwei. Im Augenblick war der Saal mit Krammetsvögeln angefüllt, die herausgeflogen waren. Vogelsteller standen schon mit Leimruten bereit und fingen sie als geschickte Jäger über der Tafel weg. Dann wurde das Schweinfestgerecht zerlegt und aus seinem Innern fielen die verschiedensten Arten feiner Würste heraus. Da fing die Decke an zu krachen, sodaß der ganze Speisesaal davon zitterte. Ganz erschrocken richtete ich mich in die Höhe. Auf einmal tat sich die Decke voneinander und ein ungeheurer Reif wurde plötzlich herabgelassen, wie von einem großen Weingesäße, an dessen Rundung goldene Kränze und Salbenbüchsen von Alabaster hingen. Aufgefordert, die Geschenke zu nehmen, sah ich nach der Tafel. Da stand schon wieder ein Brett mit Kuchen hingezauert, in der Mitte ein gebackener Priap, und trug allerlei Früchte und Trauben. Begierig streckten wir die Hände danach aus, und plötzlich wurden wir wieder aufs Neue ergötzt, denn alle Kuchen, alle Früchte, wenn man sie auch nur auf das Zarteste berührte, gossen einen balsamischen Duft aus, so stark, daß er uns endlich zu heftig wurde. Dann folgte das letzte Gericht. Es bestand aus einer Pastete von Krammetsvögeln, getrockneten Trauben und eingemachten Nüssen. Darauf folgten Quitten mit Zimmet gespickt, damit sie wie Igel aussehen sollten.“ —

Bergleichen wir jenen Luxus mit dem heutigen, so müssen wir zugeben, daß er nicht übertrieben war, wenn wir bedenken, daß die Mahlzeiten heutzutage in sich vereinigen: arabischen Kaffee, chinesischen Tee, ostindischen Zukker, englischen Käse, spanischen Wein, russischen Kaviar usw. Bei dem heutigen Verkehrswesen stehen allerdings die Kosten für die Herbeischaffung fremdländischer Erzeugnisse in keinem Verhältnisse zu den Preisen, die erforderlich waren, um ein altrömisches Menu aus aller Herren Länder zusammenzustellen, denn eine einzige Mahlzeit kostete zur Zeit des Lucullus schon mehr als 30,000 Franken, und ein Fisch wurde unter Umständen zehnmal teurer bezahlt als ein Ochse.

Der Kaiser Vitellius verschwendete mit Essen in sieben Monaten 126 Millionen Franken. Dem Kaiser Verus kostete ein einziges Abendessen für zwölf Personen 750,000 Franken. Um wahnsinnigsten trieb es Heliogabalus, der schlimmste aller jener Kaiser. Nicht zufrieden mit der Verschwendung in Speisen, verband er mit jeder Mahlzeit eine Lotterie, wodurch jedem Guest zehn Ramele oder Bären oder Strauße oder zehn Pfund Gold zufielen, und überschüttete seine Gäste mit seltsamsten und kostbarsten Blumen. Die gewöhnlichsten Speisen bestanden aus Gehirn von Flamingos, aus Pfauen- und Papageienzungen und man hatte die großartigsten und prachtvollsten Etablissements errichtet, um Fische aller Meere, Vögel aller Nationen, um Murmel-tiere, Pfauen, um Austern und Schneden zu mästen, daß man selbst Heere abschickte, um für die Tafel eines Großen irgend einen seltenen Lederbissen zu erobern.

Os närvöse Eveli.

Von Marie Bühlmann.

Was ugueti Wort usrichte.

Wieder mueh d' Frau Meier cho Gifchörnli uf das Aecherli streue. „Herrje, wie laht dir das Metteli briegge, das chönnt ja no nes Brüchli mache“, lamäntiert si scho bim z'Morge.

„Los Mamma, dr Dokter Spring het o gseit, mir sölles nume la brüele, das gäb gueti Lunge.“

„Wär isch das, dr Dokter Spring“, wott si wüsste.

„E ne Schuelfründ vom Fritz, wo z'Vachwiler äne asaft praktiziere.“

„Was, uf so ne Grüenschnabel loset dir, uf so eine, wo chum d'Studäntechappe abgleit het. So eine weis natürli meh weder e füszgähregi Trou.“

Dr Fritz geit abe i ds Büro, er gäb die Visite billig u dänkt, wie mänge Tag si ädti blibi. Dobe, i der Wohnig het si das Wätter no nid so gschwind verzoge.

„Nei, das het de gwüß e lei Gattig, wie das Chindli mueß briegge, i hätt mi gschämt, di so la z'lige, e was ha-n-i di dasumetrage Tag und Nacht.“

„Du hättisch mi vielicht o ringer e chly la sy, Mamma, dr Dokter Spring seit, wenn es Chind bsorget sig und ihm nüt fähli, soll mes ruehig la liege, sünsc̄ mach me's nume närvös.“

„So, anstatt mir z'danke, daß i zue dr gluegt ha, chunnsch mer jitz däwäg. Nid vergäbe seit me, Undank sig der Wält Lohn. He nu, we-n-i nüt me z'säge ha, so cha-n-i ja gah.“

„E, e, Mamma, tue doch nid e so, es isch nid e so böös gmeint, u lue, mit dene chlyne Chind macht mes jitz halt o chly anders als früeher.“

„Weisch, es dünt mi halt“, saht sie am andere Morge wieder a, „dr Fritz chönnt dir e chly meh abnäh. 3'Macht chönnt er zum Heidi luege.“

„Aber we-n-er müed uschunnt, soll er gwüß nid no für ds Meiteli uf.“

„Wohl, er isch gsund u starch, u du bisch närvös, und är dörft Rücksicht näh.“

So gistelet si die ganzi Wuche, dr Fritz gspürt ganz guet, daß ume guslet wird. Os Eveli het dr Mamma d'Stange gha, so guet es isch gange, aber es par vo dene Giffthörnli hei doch möge bähyme u Bode übercho, wo si scho isch furt gsi. We dr Fritz später isch vo Sizige hei-chio, si die Gifftchrülli usgschossen u hei die jungi Trou nid la zur Rueh cho.

„Muess er so viel furt, zwe oder drei Abe i dr Wuche? Isch ihm ächt ds Hei scho verleidet“, stichle si so böös.

Dr Fritz isch e fröhliche Gesellschafter u ne guete Sänger. Es chunnt hie und da vor, daß er na Sizige, wo-n-er vo Amts d'wäge mueß blueche, no chly länger bilst. Fryli merkt er's de am Eveli geng a, daß es ihm's übel nimmt.

Ei Tag chunnt e Brief vom Dokter Spring, wo-n-er dr Fritz u d'Trou zur Hochznt yladet. Si hei si gfreut u gschriebe, si wärde a ihm Chretag gärn derby sy. Es isch e gmüetlechi, schöni Fry. Uher de beidsyngte Eltere si nume es par Fründe vom Dokter Spring u Fründinne vo dr Trou u abe dr Fritz u ds Eveli. U grad das isch verstimmt u tussig, der Ma merkt, daß ihn's öpper trappet het. „Fählt dr öppis?“ fragt er's es par Mal. Es git ihm ke rächtli Antwort. Na nes par Jahre ändlich, wo nes sünsc̄ dr Chropf lääre mueß, wil ds Härz voll isch, vernimmt er, es heig ihn's halt möge, daß si ihri Pläk nid näbem Brutpaar heige gha, u daß me se weni mit ihm gredt heig. Mängs Jahr het's also a dem umegfüschtet u gworgget. U das isch nid ds einzig Mal gsi, wo's ihm so gangen isch, u daß es si het zrügg gestellt gseh. Dr Fritz hilft ihm geng wieder z'grächt, we-n-es wäge re Chlynnigkeit fasch us em Hüslī uschunnt.

„Du hasch scho plagierte u dr Starch spiele, du gspürsch es drum nid, wie's eim isch mit schwache Närve“, seit's unfröndlig zue n'ihm.

„I ha drum myner e chly besser im Zoum weder du u nime mi zäme u du nid.“

Fritz isch gnue Heu abe gsi. Es het du ne Afall über-cho, fasch wie denn im erschte Schueljahr, briegget u schnüpft,

daz̄ es d'Steine erbarmet. I allem Jammere meint's, das laji es si nid säge, ender woll es scheide. Bleich isch dr Fritz derby gstande u het's la briegge. Er tuet no ne Blick uf ds Chinderbettli, wo ds Heidi im Troum lächlet u d'Aermli usstredt. Du geit er abe i ds Büro. Es isch guet, daß dert viel Arbeit uf ihn wartet u-n-er a anders dänke mueß.

Os Eveli isch mänge Tag dasum gloffe, wie we-n-es e schwäri Chrankheit düregmacht hätte. I dr Wohnig bi Berwalters isch jitz geng e trüebi schwäri Luft, wo eim ds Schnuuse gnue geit. Us isch nid besser worde, wo nes zwöts Chindli, es Buebli, isch cho. Die Tage si sälte, wo ohni Ustritte verbn sy.

„Häb Gedult mit em Eveli“, mahnet d'Mueter Längacher, wo dr Fritz einisch ga Solothurn chunnt u re sys Eländ chlagt. „Mit Güeti chunnsh wpter weder mit böse Worte.“

Dr Vater liest Zitig u me meint, er acht si nüt, was me brichti. Undereinisch leit er ds Blettli wäg, tuet e guete Zug us dr Pfynfe: „U-n-i miech nümme lang dr Narre mit dem Evi, i sieg ihm mi Meinig u zwar dütsch. Mit dem Tiri Täri mache chunnt me niene hie.“

„E Vater, Vater, nume hübscheli, mit dem Dryfahre isch de o sho mängs verfahre worde.“

Dr Fritz nicht: „I gloube, dr Vater het rächt, i will no einisch mit em Eveli rede.“

„Aber süberli, gäll Fritz.“ D'Mueter leit ihri Hand uf sy Arm. Es tuet ihm wohl. Was liegt doch nid alls i re Mueterhand.

„U dr Alte tät i ds Mösch puze u re ds Hus verbiete, die soll z'Chärig obé bliebe“, seit dr Vater later als es sy Art isch. Me merkt guet, wie n'ihm Fritzes Leid z'worgge git.

„Ja, die isch d'schuld a üsem Eländ, geng we dr Wäge wieder isch ygränkt gsi, het die ne müehe cho näben use stoße.“

Bim nächsche böse Zämeschicke erklärt dr Fritz em Eveli, so blieb er nümme lang derby, er sig fe Schuelbueb u n-äss les chlys Meitschi meh. Es liegt ne fesch a u trouet syne Ohre nid. I däm Ton het dr Fritz no nie mit ihm gredt. Die Lektion isch guet gsi, aber si het nid lang dargha. Es macht ihm jitz nümme lut Vorwürf we-n-er z'spät zum Neisse chunnt, aber unfröndlig stellt's ihm d'Sach häre, u us syner Frage git's ganz muze Bscheid. D'Trou Meier ha ds Stichle u ds Gusle u ds Ufreise nid la sy, si bringt's e so wnt, daß ere dr Fritz ds Hus verbietet. Os Eveli het schulerhaft briegget u gmeint, es woll o grad mit der Mamma gah. Aber es hätt doch nid vo de Chind ewäg chönne, u se mit us Chärigen näh, wär o nid gange. Still u schwär schlyche die Tage verbn. We nid die zwöi Chinder chly für Läbe sorgte, chönnt me fasch meine, me chäm zu Toubstumme.

(Schluß folgt.)

Der Abreißkalender.

Der Abreißkalender, der mir so genehm ist,
Wird ein Bild meines Lebens, das mir nicht bequem ist.
Von dem Häufchen von Tagen,
Das Gott mir zu leben gab,
Ziehe ich, ohne zu klagen,
Tag für Tag ein Stückchen ab,
Das dem Untergang erlören ist.
Ich werf's in den Papierkorb; dann frag ich mich verdüst
Hast du ihn, der nun unwiederbringlich verloren ist,
Den Tag auch richtig genutzt?
Zuweilen auch fühl ich wohl sach:
Das Häuflein verringert sich rascher als ich gedacht.

Paul Sarasin.